

60 ... und mehr!

Heft 02 / 2021



THEMA

Stirbt der Dialekt?

KINDERHILFE

Frühstücksprojekt braucht Engagierte

SPUREN

Zu Besuch bei Waltraud Lučić



Meine Mundart hat mir die Schule nicht abgewöhnt

- 04 THEMA_DIALEKT Ein Stück Heimat
- 10 THEMA_PORTRAIT Deutsch-Didaktiker Hans Göttler
- 13 THEMA_INTERVIEW Sprachforscher Königs Prognosen
- 16 KINDERHILFE Zehn Jahre Frühstücksprojekt „denkbar“
- 20 SOZIALES Die Eigenhilfe des BLLV
- 22 HUMOR Er war schon ein gewitzter Kollege
- 26 SPUREN Zu Besuch bei Waltraud Lučić
- 32 NACHRUF Gedenken an Prof. Dr. Ipfling
- 34 TERMINE Vom Herbst bis ins Neue Jahr



Liebe Leserinnen und Leser,

immer wieder mal outet mich mein Dialekt als Oberpfälzer. Und das freut mich. Offensichtlich ist mir die Mundart in der Schule nicht abgewöhnt worden. Das war damals nämlich noch das erklärte Ziel. Hans Falkner notiert am 13. Mai 1966: „Ganztägig Hochdeutsch! Von 8.10 bis 11.15 wurden von mir kaum Schupfer Ausdrücke festgestellt.“ Mittlerweile versucht die bayerische Staatsregierung Mundart wieder zu fördern. Doch lässt sich die „Dialekt-Leich“, wie Alfons Schweiggert formuliert, wieder zum Leben erwecken? In unserem Thema gehen wir dieser Frage nach.

Markenzeichen der gebürtigen Oberpfälzerin Waltraud Lučić war weniger ihr Dialekt, als ihre Beharrlichkeit. Die ehemalige BLLV-Vizepräsidentin und Münchner Bezirksvorsitzende hat trotz Widertänden Ideen verwirklicht und Projekte zum Erfolg geführt. Als Vorsitzende der Kinderhilfe hat sie das Schulfrühstück „denkbar“ auf den Weg gebracht und sich um das Kinderhaus Casadeni in Peru verdient gemacht. Auch das Fach Werken / Textiles Gestalten hat sie gerettet. Begleiten Sie Claudia Rothhammer auf den Spuren von Waltraud Lučić.

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen

Toni Gschrei

Toni Gschrei
tonigschrei@gmx.de

Ein Stück Heimat



„Mitn Redn kemman d’Leit z’somm“, heißt es. Vorausgesetzt, die Leute verstehen einander. Mit Standarddeutsch kein Problem. Wenn allerdings jeder so reden würde, „wia eam da Schnobe gwochn is“, wo kämen wir da hin? Eben deshalb haben Eltern, Erzieher und Lehrer im 20. Jahrhundert viel Zeit darauf verwendet, Kindern gepflegtes Deutsch beizubringen. Das scheint gründlich gelungen zu sein – die UNESCO hat Bairisch 2009 in ihren „Atlas der gefährdeten Sprachen“ aufgenommen. In Schulen soll nun der Dialekt wieder gepflegt werden. Früher unvorstellbar. In „60... und mehr!“ blicken wir deshalb zurück: Wie hat sich in den letzten Jahrzehnten die Einstellung zur Mundart verändert?

Wenn jemand lange braucht, bis er einen Witz oder eine Erklärung verstanden hat, sagt man gern: „Endlich ist der Groschen gefallen“. Ein Groschen, das war ein Zehn-Pfennig-Stück. Genau soviel mussten Hans Falkners Schüler jedes Mal in die Klassenkasse einzahlen, wenn sie im Unterricht Schupferisch statt Hochdeutsch sprachen. Für jeden Ausrutscher gab es einen Strich, bei drei Strichen waren zehn Pfennig fällig. Wie viel Geld am Ende des Schuljahres

in der Klassenkasse war, hat Hans Falkner leider nicht in seinem Tagebuch notiert. Es dürfte aber eine stattliche Summe gewesen sein. Immer wieder notiert er nach dem Unterricht: „Hochdeutsch mit wenig Erfolg.“ Oder: „Die Schüler sind noch immer hochdeutsch-müde.“

Dabei hat Hans Falkner viele Methoden ausprobiert, sein Ziel zu erreichen, hat mit den Kindern gesungen, Reime und Theaterstücke einstudiert, sie laut vorlesen lassen, Sprache und Bewegung im Sportunterricht spielerisch miteinander verbunden

und vieles mehr. Seine Schüler taten sich schwer, nach der Schrift zu sprechen. Mit der Zeit wurde es aber besser. Am 13. Mai 1966 notiert Hans Falkner: „Ganztägig Hochdeutsch! Von 8.10 bis 11.15 wurden von mir kaum Schupfer Ausdrücke festgestellt. Kein Wort mit den typisch bayerischen Lautfolgen der hiesigen Mundart; ora, eichi, uma und iwi (für hinab, hinein, herum, hinüber); oa für ei in zoagn (für zeigen), langes a für e in drahn (für drehen) usw.“ Zwischen den Zeilen Erleichterung. Für Hans Falkner steht viel auf dem Spiel. In seiner schriftlichen Hausarbeit zur 2. Lehramtsprüfung sollte er aufzeigen, wie es ihm gelingt, seine Schüler „von der Mundart zur Hochsprache“ zu erziehen. Der Grund, warum er akribisch jeden winzigen Fortschritt und jeden Rückschritt dokumentiert.

Hans Falkner muss schmunzeln, wenn er seine Aufzeichnungen aus seiner Dienstzeit in Schupf im Kreis Hersbruck durchblättert. Seine Klasse – oder besser gesagt: seine Dorfschule besuchten 16 Kinder. Alle, von der ersten bis zur achten Jahrgangsstufe, hat er gleichzeitig unterrichtet. Im Ort leben damals 160 Einwohner, nur drei Personen sprechen Hochdeutsch. Doch selbst diese drei verwenden in erster Linie den nordbairischen Dialekt. „Fremde Personen, die Hochdeutsch sprechen und nach Schupf kommen, kehren wohl meist nur in der Gastwirtschaft ein, was sich in der relativ guten Aussprache des Wirtsbuben (Peter) bemerkbar macht. Sonst bleiben Begegnungen mit Hochdeutschsprechern recht selten“, notiert Hans Falkner damals. „Die hochdeutsche Aussprache spielt also im Dorf (deckt sich hier weitgehend mit Lebensbereich!) kaum eine Rolle. Das Erlernen geschieht also im Hinblick auf die Beweglichkeit des modernen Menschen, auf die Zukunft des heutigen Schulkindes.“

Ludwig Zehetner, Professor für Dialektologie des Bairischen an der Universität Regensburg und ehemaliger Gymnasiallehrer für Deutsch und Englisch, erinnert sich an diese Zeit. Damals sei in der Soziolinguistik die Frage diskutiert worden, inwieweit der Dialekt gerade untere Gesellschaftsschichten daran hindere, schulisch, beruflich und sozial aufzusteigen. Die Ergebnisse dazu waren ernüchternd:

„Erste Untersuchungen erbrachten den Nachweis, wie sehr der Schulerfolg tatsächlich und messbar vom Einfluss des Dialekts abhängig ist.“ Wissenschaftler wie Ulrich Ammon, Joachim Hasselberg oder Heinrich Löffler publizierten Fachartikel mit Titeln wie: „Dialekt, soziale Ungleichheit und Schule“, „Die Mundart als Sprachbarriere“, „Deutsch für Dialektsprecher. Ein Sonderfall des Fremdsprachenunterrichts?“ oder „Mundart als Problem“.

„Wer Dialekt spricht, ist halt ein bisserl blöd“

Alfons Schweiggert, von 1993 bis 2009 Institutsrektor am Staatsinstitut für Schulqualität und Bildungsforschung in München, langjähriger Co-Präsident der Münchner Turmschreiber, und vielfach ausgezeichnete Schriftsteller bestätigt: „In den Siebzigerjahren waren Dialekte geradezu verachtet und galten als Bildungshindernis. Deutschlehrer mussten in Aufsätzen alles anstreichen, was nur im Entferntesten mundartlich klang.“ Die standardisierte Schriftsprache verdrängte nach und nach die regionalen Mundarten. „Von den Eltern wurde der Dialekt nicht mehr an ihre Kinder weitergegeben. Von den Bildungseinrichtungen ermahnt, sprachen Mutter und Vater mit ihnen nur noch Hochdeutsch, da sie befürchteten, ein starker Dialekt gehe mit einem niedrigen Bildungsgrad einher.“ Radio und Fernsehen trugen ebenfalls zum Siegeszug des Hochdeutschen bei. Hinzu kam laut Alfons Schweiggert: Wer seinen Wohnort verließ, kam mit der regionalen Mundart meist nicht weit. Hochdeutsch hingegen verstand jeder in Deutschland. Kein Wunder, dass viele den drei großen Ms die Schuld dafür geben, dass es immer weniger Dialektsprecher gibt: Mütter, Medien und Mobilität.

Mit den Studien aus den 1970er Jahren hat sich auch Claudia Pichler beschäftigt. „Die Ergebnisse waren natürlich viel komplexer“, schreibt die promovierte Literaturwissenschaftlerin und Musik-Kabarettistin im *missio*-magazin 2/2021, aber die Bevölkerung habe das in Erinnerung behalten: „Wer Dialekt spricht, ist halt ein bisserl blöd.“ Die Folgen

dieses „Irrglaubens“ habe sie – Jahrgang 1985 – selbst zu spüren bekommen. „Erzieherinnen und alle Kinder sprachen astreines Hochdeutsch – und ich wurde folgerichtig ausgelacht für meinen schönen Dialekt, weil ich halt anders war.“ Doch auch in der Schule sei es für sie schwierig gewesen: „Eine Lehrerin hat meine Eltern angehalten, mit uns Kindern Hochdeutsch zu sprechen, damit uns nicht gleich von Haus die Zukunft versaut würde.“ Seitdem habe sie ein Doppelleben geführt: Daheim habe sie Bairisch geredet, außerhalb ihrer „bajuwarischen Community“ habe sie sich bemüht, akzentfreies Hochdeutsch zu sprechen. Der Dialekt sei ihr einfach „saupeinlich“ gewesen.

So wie ihr ging es vielen. Kein Wunder, dass immer weniger Bayern ihr Idiom sprechen. Genaue Zahlen, wer noch Dialekt in Bayern spricht, gibt es nicht. Der Herausgeber des Bayerischen Sprachatlas', Professor Werner König, hat deshalb in den vergangenen Jahren eine Dialektstudie in Bayerisch-Schwaben aufgelegt. Die Studienergebnisse haben ihn überrascht, aber auch enttäuscht. Von den befragten 5.341 Kindern sprachen nur noch 18 Prozent Mundart. Selbst auf dem Land spricht nur noch etwa jedes vierte Kind Dialekt, in den Städten sind es etwa 7 Prozent. Je größer der Ort, desto weniger Dialektsprecher. Dafür verstehen und sprechen etwa 45 Prozent eine Mischung aus Dialekt und Hochdeutsch, den „Regiolekt“, laut Werner König eine Umgangssprache, die man einer bestimmten Region zuordnen kann.

Schwindet der Dialekt, verschwindet regionale Kultur

Eine Entwicklung, die auch Alfons Schweiggert bedauert: „Die Zeiten, wo sich lokale Dialekte oft schon von einem zum anderen Ort unterschieden, sind wohl bald vorbei.“ Wo deutsche Dialekte noch erhalten seien, glichen sie sich immer mehr an. Neben der Aussprache ähnelt sich laut Schweiggert zunehmend auch der Wortschatz. Damit sei die Vielfalt der Dialekte in Deutschland bedroht wie nie zuvor, auch wenn immer noch viele Menschen

Mundart sprächen und den Anschein erwecken, es sei noch nicht so schlimm. „Was aber meist nur bleibt, ist allenfalls eine regional gefärbte Umgangssprache, bei der sich die Grammatik nach dem Hochdeutschen richtet.“ Falle aber die spezielle Ausdrucksweise einer Region weg, gehe auch ein Teil der regionalen Kultur verloren. Schweiggert sagt: „Die schwindende Bedeutung des Dialekts, ob nun bayerischer, schwäbischer, sächsischer oder westfälischer, ist somit immer auch ein kultureller Verlust. Das spüren die Menschen, weshalb viele für die Existenz des Dialekts kämpfen.“

Mundart-Vereine versuchen zu retten, was zu retten ist

Nicht nur die „Münchner Turmschreiber“ oder Mundart-Vereine wie der „Bund bairische Sprache“ versuchen zu retten, was zu retten ist. Auch Ministerpräsident Markus Söder hob 2018 in seiner Regierungserklärung die identitätsstiftende Bedeutung der bayerischen Mundarten hervor und kündigte den Unterrichtsschwerpunkt für die Schulen „Mundart und regionale Kultur“ an. Um den Stellenwert der Mundarten noch deutlicher zu machen, werde man diese im neuen LehrplanPLUS für Realschulen und Gymnasien in Jahrgangsstufe 8 verbindlich verankern. Das Ziel sei, „bei Lehrern und Schülern das Bewusstsein für die bayerischen Mundarten und regionale Kultur zu schärfen und sie für ihren Wert zu sensibilisieren“. Längst geht es nicht mehr nur darum, Tradition und Kultur zu erhalten. Wissenschaftler haben die Thesen aus den 70ern widerlegt: Kinder, die Dialekt sprechen und zugleich über Kenntnisse des Hochdeutschen verfügen, sollen den aktuellen Erkenntnissen zufolge leichter eine Fremdsprache erlernen. Forscher der Universität Oldenburg untersuchten rund 20.000 Schulaufsätze und kamen zu dem Ergebnis: Wer Dialekt spricht, dem unterlaufen 30 Prozent weniger Rechtschreibfehler.

Doch Lehrpläne sind geduldig. Die Umsetzung wiederum steht auf einem anderen Blatt. Das Projekt „MundART WERTvoll“ machte es sich deshalb

„Ob Saarland, Nordrhein-Westfalen, Brandenburg, Baden-Württemberg, Bayern oder Hessen – Sprache ist ‚das Stück Heimat, das man immer und überall bei sich hat und das, wo immer man sich auch befindet, Nähe und Vertrauen schaffen kann.‘“



zur Aufgabe, für Lehrkräfte Anregungen zu sammeln. In München stellte man 2019 dann eine Auswahl gelungener Schulbeispiele vor. Mit dabei war auch der damalige Amtschef im Kultusministerium, Herbert Püls. Nach einer Aufführung von acht Grundschulern aus Grabenstätt, Kreis Traunstein, schwärmte er: „Es ist herrlich, wenn man die Landsmannschaft schon am ersten Satz erkennt.“ Wie gut, dass sich die Einstellung zum Dialekt an Bayerns Schulen geändert habe, der Erhalt der Mundart jetzt gefördert werde. „Vor zwanzig Jahren in Bayern noch undenkbar.“

Medienwirksam hielt Püls die neue Handreichung „Mundart wertvoll. Lebendige Dialekte an bayerischen Schulen“ in die Kameras der Journalisten. Auf 104 Seiten können sich Lehrkräfte Anregungen und Tipps holen, wie man Mundart im Unterricht fördert. Auch ein Lehrer eines Nürnberger Gymnasiums nahm an diesem Pressestermin teil. In Interviews betonte er, wie viel Freude seine Schüler an

seinem Mundart-Projekt zum fränkischen Dialekt hatten. Zugleich musste er jedoch einräumen, dass die Umsetzung nicht leicht gewesen sei. Weder er noch seine Schüler seien des Dialektes mächtig. Wie auch? In der Stadt Nürnberg spricht seiner Erfahrung nach kaum noch jemand Mundart.

Für den bairischen Dialekt kommt jede Hilfe zu spät

Eier Dialektprofessor Ludwig Zehetner sieht sich in seiner Meinung bestätigt: Solche Aktionen seien lediglich „ein nachgeschobener Eifer in einer Zeit“, in der auch viele Lehrer keinen Dialekt mehr sprächen. Der gute Wille sei anerkennenswert, „aber er kommt um Jahrzehnte zu spät“. Ähnlich drückt sich Alfons Schweiggert aus: „Auch wenn alle Wiederbelebungsversuche erfreulich sind, so stellt sich doch die Frage, ob sich die Dialekt-Leich mit derart

halbherzigen Aktionen wirklich wieder zum Leben erwecken lässt. Der Dialekt lebt im Grunde nur noch dort, wo ihn eine Gemeinschaft tagtäglich benutzt, er also von keiner Seite einer Unterstützung bedarf. Leider ist das oft nur noch in kleinen Gemeinden der Fall, wo sich alle – Groß und Klein, Eltern und Lehrer, der Bäcker und der Bürgermeister, also schlichtweg ein jeder – ganz selbstverständlich im Dialekt verständigen.“

In der Grenzregion Salzburg/Bayern ist das noch der Fall, frohlocken Sprachwissenschaftler. Dennoch will man hier nichts mehr dem Zufall überlassen. Um den Dialekt zwischen Salzburg, Berchtesgadener Land und Traunstein zu erhalten und zu fördern, hat die Universität Salzburg das Schulprojekt „Mitn Redn kemman d'Leit z'somm“ entwickelt. Der Titel sei bewusst so gewählt worden, erklären die Projektleiter. Die Menschen der Region sollen über die gemeinsame Mundart ein Gemeinschaftsgefühl entwickeln – auch über die Landes-

grenzen hinweg. Denn eine gemeinsame Sprache verbindet, verbindet auch fremde Menschen miteinander, die sich nicht kennen. Oder wie Werner König es ausdrückt: „Die Sprache vermittelt einem, dass man ein Bayer, Schwabe oder ein Franke ist. Das ist das Stück Heimat, das man immer und überall bei sich hat und das, wo immer man sich auch befindet, Nähe und Vertrauen schaffen kann.“

Claudia Rothhammer

„Mitn Redn
kemman d'Leit
z'somm“



Aussa kemma mit da Sproch

Zu sich stehen, sich nicht verbiegen, das müssen viele Erwachsene mühsam lernen. Hans Göttler, bis 2020 Akademischer Direktor für Deutsch-Didaktik an der Universität Passau, hat lange mit der Frage gerungen: Darf ich zu meiner bayerischen Muttersprache stehen? Um sie erstaunlich konsequent zu beantworten.

Wer an der Universität Passau Lehramt studiert hat, kam im Fach Deutsch kaum an Hans Göttler vorbei. Von ihm lernte man, wie man eine Deutschstunde strukturiert oder wie man den Schülern Rechtschreibung und Grammatik näherbringt. Die Studenten hörten ihm immer aufmerksam zu. Oder besser: sie hingen an seinen Lippen. Kommilitonen ohne Basis-

Kenntnisse des Bairischen, um ja alles zu verstehen; die anderen, weil sie seinen Mut bewunderten, an der Universität Mundart zu sprechen. Das traute sich sonst niemand. Von den Professoren und Dozenten wurde astreines Hochdeutsch erwartet. Ein „Grüß Gott“ war das Äußerste an Idiom, was so ein akademisches Vorbild hervorbrachte. Auch die Studenten, sofern sie denn einer Mundart mächtig waren, wurden angehalten, sich bei jeder Wortmeldung oder in Referaten „gepflegt“ auszudrücken.

Kein Wunder, dass meine Studentengeneration noch heute vom Göttler Hans als „Unikat“, „Marke“ oder „absolute Ausnahme“ schwärmt. Ältere Semester wie Anton Gschrei blicken dann immer etwas ratlos in die Runde. Der Chefredakteur der „60... und mehr!“ ist auch ein bekennender Göttler-Student, aber Vorlesungen auf Bairisch? Kann er sich nicht erinnern. „Kann er auch nicht“, bestätigt Hans Göttler und lacht. „Das war vor meinem Coming-Out.“ Um es gleich nochmal auf Bairisch zu wiederholen. Vorm „Aussa-Kemma“.

Fast 50 Jahre alt habe er werden müssen, ehe er sich zu seiner Muttersprache zu stehen getraut habe. Bis dahin hat er selbstverständlich korrekt und fein säuberlich „nach der Schrift gesprochen“. Zumindest hat er es versucht. Viel zu lange gehörte er ja selbst zu denen, die seine Schüler am Gymnasium und seine Lehramtsstudenten stets ermahnten, „schön“ zu sprechen. Er habe sie sogar ganz schön „zwiefet“, also: gedrillt. Noch als Referendar sei er selbst immer wieder ermahnt worden, wenn die ein' oder andere Dialektfärbung durchschimmerte. So habe er viele Jahrzehnte lang gesprochen, wie es von ihm erwartet wurde – bis zu seinem Momentum. Göttler grübelt kurz. „Wann genau das war, weiß ich nicht mehr.“ Es habe auch kein Schlüsselerlebnis gegeben. Nur eine persönliche Krise.

In einer dunklen Phase seines Lebens also fasst Hans Göttler einen Entschluss: Er wird sich nicht mehr verbiegen. So sein, wie man ist, das ist's! „Als Wirtsbua, Weißbräu- und Kracherlmacher-Sprössling“ aus Simbach am Inn war seine „Muttersprache“ doch „Boarisch“. In der Grundschulzeit an der „Katholischen Knabenvolksschule“ 1959 bis 1963

war das auch kein Problem gewesen. Das hoch- und schriftdeutsch ausgerichtete Tassilo-Gymnasium habe er „rein sprachmäßig auch unbeschadet überlebt und überstanden“. Einzig sein Englisch-Lehrer habe ihm nach der Abiturprüfung 1972 vorgeworfen: „Göttler, Ihr Englisch is very lower Bavarian!“

Ein Vorgeschmack aufs Studium in München. Da bekommt er das Gefühl, dass sein Dialekt „ein großes Problem“ ist. Da geht es los damit, dass er sich verstellt; dass er sich die Muttersprache regelrecht abtrainiert. Aus dem Göttler Hans wird Hans Göttler. In Seminaren meldet er sich kaum mehr zu Wort, aus Angst, sich zu blamieren. Kaum vorstellbar, wenn man den Mann heute hört. Schon seit langem tritt er auf als Mitglied des Mundartvereins „Münchner Turmschreiber“, gibt eigene und von ihm ins Bairische übersetzte Texte vor großem Publikum zum Besten. Hat unter anderem den Struwelpeter in den Dialekt übertragen: „Da Schdruuwe-Bäda auf Boarisch.“

Den Weg zurück zu seinen Wurzeln gefunden hat Göttler an der Uni. Nicht als Student, sondern als Dozent. Nach und nach traute er sich, in seinen Seminaren zur Mundart zu wechseln. Die Reaktionen seiner Studenten haben ihn bestärkt. Zu sich selbst zu stehen, das hat er nie bereut. „Ich habe gemerkt, wie mich das persönlich aufbaut.“

Claudia Rothhammer

Bücher von Hans Göttler

- **Meine erschn tausad Weadda af Boarisch**, Edition Tintenfaß 2020, ISBN 978-3-947994-31-1
- **De Gschicht vom Häs'n Bädal / The Tale of Peter Rabbit: Ins Boarische iwaträng**, Edition Tintenfaß 2021, ISBN 978-3-947994-69-4
- **Wirtsbuam-Turmschreibereien: Heitere Geschichten aus Niederbayern**, Turmschreiber Verlag, 2016, ISBN 978-3-938575-18-5
- **Max und Moritz in Weiß-Blau**, Edition Töpfl 2011, ISBN 978-3-927108-99-8



„Warum soll ‚Tach‘ wertvoller sein als ‚Tag‘?“

Werner König über Ressentiments gegenüber dem Dialekt

Prof. Dr. Werner König hat als Sprachwissenschaftler mit zahlreichen populären Werken Standards der Dialektforschung gesetzt (s. Bildunterschrift S.15). Im Interview mit „60... und mehr!“ verteidigt der Forscher und Lehrende von der Uni Augsburg den bayerischen Wirtschaftsminister Hubert Aiwanger gegen diskriminierenden Spott, erklärt, wie Menschen im Berufsleben wegen ihrer Mundart ausgegrenzt werden und sagt, worauf es ankommt, wenn man den „Pflegefall Dialekt“ aus der Intensivstation zurück ins Leben holen will.

60... und mehr!: Schade, dass wir uns nicht persönlich treffen konnten, Herr König. Dann hätten wir Apfelsaft trinken können – und hätten einen schönen Anlass gehabt, uns über Dialekt auszutauschen. In Niederbayern, wo ich geboren und aufgewachsen bin, sagen wir ja „Opfelfsoft“. Und über dieses dunkle „A“ amüsiert sich gerade die halbe Nation.

Werner König: Sie spielen auf unseren Wirtschaftsminister Hubert Aiwanger an. Es ist schlimm, dass man über seine Aussprache lacht. Selbst der Bayerische Rundfunk, der sich auf die Fahnen geschrieben hat, die bayerischen Dialekte zu pflegen, macht sich über ihn lustig. Ich finde es diskriminierend, sich über die Muttersprache eines Menschen lustig zu machen. Deshalb sollte auch niemand einen Sachsen auslachen, wenn er sächselft. Außerdem kommt bei Hubert Aiwanger hinzu, dass er in seinen Reden und Interviews nicht einmal Dialekt spricht.

Da sind Fernsehzuschauer aus Hamburg sicher anderer Ansicht.

Er spricht nach der Schrift, nur eben mit bairischer Färbung. Und selbst dafür wird er ausgelacht. Ich finde es nicht in Ordnung, dass einem Politiker, der überregional erfolgreich sein will, eine regionale Färbung seiner Sprache schadet, ob die nun ins Fränkische, Schwäbische, Sächsische oder Pfälzische geht. Man benutzt seinen Akzent dazu, um ihn in die provinzielle Ecke zu stellen und ihn zum Dorfölpel zu machen.

Ist „Diskriminierung“ in diesem Zusammenhang nicht trotzdem ein zu hartes Wort?

Nein, es ist diskriminierend, wenn Menschen wegen ihrer Muttersprache benachteiligt werden, aus Gründen, die sachlich gesehen keine Berechtigung haben. Niemand kann etwas für seine Muttersprache. Genauso wenig wie für seine Hautfarbe und sein Geschlecht. Dafür haben wir als Gesellschaft bereits ein Bewusstsein entwickelt, nicht aber dafür, dass wir Menschen aufgrund ihrer Sprache benachteiligen.

Wie müssen wir uns diese Benachteiligung konkret vorstellen?

Zwei Beispiele: Ein Mitglied einer Auswahlkommission des Deutschen Akademischen Austauschdienstes brüstete sich bei einer Podiumsdiskussion, einen Bewerber für ein Lektorat wegen dessen bairischen Akzents ausgesondert zu haben. Oder: Bei einem Berufungsverfahren für einen germanistischen Lehrstuhl an der Universität Augsburg fiel zu einer Bewerberin aus der Gegend von Regensburg in der Kommission der Satz: „Die Frau kann ja nicht mal richtig Hochdeutsch“ – und das im Prinzip nur deswegen, weil sie den a-Laut etwas dunkler aussprach als die anderen Kandidaten. Diese Beispiele illustrieren, wie argumentiert wird, wenn aus einer Anzahl von Bewerbern ausgewählt wird. Wer nicht mit norddeutschem Akzent spricht, der als „reines Hochdeutsch“ angesehen wird, der erlebt seine Muttersprache als Karrierebremse.

In Großstädten wie München wird sich die Frage der Diskriminierung sowieso bald nicht mehr stellen. Dort spricht kaum noch ein Kind Mundart. In Ihrer Studie, in der Sie den Sprachgebrauch von über 5.000 Kindergartenkindern in Bayerisch-Schwaben untersucht haben, kam heraus: Auch im westlichen Bayern spricht nur noch jedes fünfte Kind Mundart. Haben Sie das Ergebnis erwartet?

Ich hatte insgeheim gehofft, dass es noch nicht so schlimm ist. Aber selbst in den ländlichen Regionen wird immer weniger Dialekt gesprochen. Martin Walser hat einmal gesagt, der Dialekt sei ein Pfl-

„Es ist diskriminierend, wenn Menschen wegen ihrer Muttersprache benachteiligt werden. Niemand kann etwas für seine Sprache.“



gefall. Ich muss ihm Recht geben und noch einen Schritt weiter gehen: Der Pflegefall liegt inzwischen auf der Intensivstation.

Ein hoffnungsloser Fall?

Solange Eltern glauben, ihr Kind müsse Karriere machen und ein Dialekt sei dabei hinderlich, wird sich nicht viel ändern. Wir müssten auch bei den Erziehern, Lehrkräften und Universitäten ansetzen. Unser Kernproblem ist: Wir in Süddeutschland kommen uns wegen unserer Sprache minderwertig vor, wir glauben an die Überlegenheit der norddeutschen Aussprache. Hannover ist aber nicht das Oxford Deutschlands. Es gibt kein linguistisch irgendwie begründbares Besser und auch kein Schlechter in diesem Bereich. Es gibt somit keinen Grund dafür, warum ein „Tach“ für „Tag“ wertvoller sein soll als unser rollendes vorderes R in „Regen“ oder „Pferd“. Die Norweger machen es da besser: Seit 1878 gibt es dort ein Gesetz, das es den Lehrern verbietet, ein Kind wegen seines Dialekts zu kritisieren. Und was machen wir? Wir lachen über die Art und Weise, wie ein Minister das Wort Apfelsaft ausspricht.

Der Sprachwissenschaftler Werner König wird – nicht nur in Anspielung auf seinen Namen – „Augsburger König der Dialektforschung“ genannt. Sein „Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben“ mit fast 8.000 Seiten hat in der Fachwelt Maßstäbe gesetzt. Als Autor ist er einem breiten Publikum durch seinen „dtv-Atlas Deutsche Sprache“ bekannt, der mittlerweile seine 19. Auflage erlebt. Auch sein „Kleiner Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben“ und sein „Kleiner Bayerischer Sprachatlas“ sind Bestseller gewesen.

Das Interview führte Claudia Rothhammer



Pausenbrot und eine Portion Zuversicht

Das Frühstücks-Projekt „denkbar“ ist zehn Jahre alt – und so nötig wie nie. Viele Kinder verloren in der Zeit der Schulschließungen den Halt. Den hatten sie jeden Morgen in der Schule vor allem durch Lehrkräfte im Ruhestand bekommen. Von diesen großzügigen Menschen braucht es dringend mehr.

In Windeseile sind die Gurken geschält, die Tomaten und Äpfel gewaschen, Berge von Butterbroten geschmiert, Wurst und Käse auf Tellern arrangiert.

Brigitta Lurz kommt morgens extra als Erste ins Sonderpädagogische Förderzentrum München. Noch bevor die ersten Kinder in die Schule an der Boschetsrieder Straße kommen, will sie einen Großteil des Frühstücksbuffets fertig haben. Nach all den Jahren hat die 74-Jährige Routine. Nicht nur das Buffet, auch die Tische sollen einladend wirken, daher hat sie Tischdecken ausgebreitet und darauf frische Blumen sowie von den Schülern selbst gebastelte Serviettenhalter gestellt. „Die Kinder sollen es schön haben“, sagt Brigitta Lurz, während

sie die Tischdecken glattstreicht. „Für die eigenen Kinder oder die eigenen Enkelkinder würde man es ja auch machen.“

Da kommen auch schon die ersten Kinder zum Frühstück. Brigitta Lurz begrüßt jedes von ihnen an der Tür. „Guten Morgen, Selina. Gut geschlafen?“ Die 14-Jährige zuckt mit den Schultern. Die Müdigkeit ist ihr ins Gesicht geschrieben. Lange hält die zum Glück nicht an. Selina hat neben Laszlo Platz genommen. Die Fröhlichkeit des Zwölfjährigen ist einfach mitreißend. „Jetzt trink erstmal deinen Tee. Dann wird das schon. Ich bring dir inzwischen ein belegtes Brot.“ Selina nickt dankbar und hält sich an ihrer Teetasse fest. Beide nehmen seit der fünften Klasse am „denkbar“-Schulfrühstück teil. Brigitta Lurz kennt sie gut.

Die Ruheständlerin ist gerne Frühstückslotsin. Die Zeit mit den Schülern genießt sie. Sie hat selbst zwei Enkelkinder, dazu noch Garten und Haus. „Langweilig“, sagt sie, „wird mir nie“. Aber anders als ihr Mann ist sie eine Frühaufsteherin, startet um 5 Uhr in den Tag. Wach sei sie da sowieso schon. „Warum sich dann nicht um Kinder kümmern, die einen brauchen?“. Gegen 6 Uhr verlässt sie das Haus, kauft bei Bäcker, Metzger und Bio-Markt fürs Schulfrühstück ein. Das tut sie täglich, denn bei den Lebensmitteln ist ihr wichtig, dass frische Ware und gute Qualität auf den Tisch kommt.

Diese Qualität nehmen die Kinder sehr wohl wahr. Das wird deutlich, wenn Laszlo sagt. „Die Wurst, die Frau Lurz immer mitbringt, schmeckt viel besser als die von Aldi, die wir zu Hause haben.“ Die absoluten Favoriten sind allerdings das Bio-Müsli und der selbst gemachte Kakao, beides selbstverständlich zuckerfrei. Einige Kinder haben beim Schulfrühstück auch Frischkäse für sich entdeckt. Zu Hause hätte es so was nie gegeben, sagt Selina. Doch was so nett präsentiert und angerichtet ist, lädt förmlich zum Probieren ein.

Nicht alle Kinder, die am Schulfrühstück teilnehmen, kommen jeden Tag. Laszlo beispielsweise frühstückt auch manchmal zu Hause. Nur an den Tagen, an denen seine Mutter und sein Stiefvater

Nacht- beziehungsweise Frühschicht haben, ist er morgens auf sich alleine gestellt. „Dann komm ich hierher“, sagt er. Andere kommen jeden Tag. Brigitta Lurz kennt den Grund: „Bei manchen Familien reicht einfach das Geld nicht, um jeden Tag frühstücken zu können.“

Umso wertvoller empfindet sie ihre Arbeit als Frühstückslotsin. „Ich bin gerne hier. Ich könnte mir nichts Schöneres vorstellen. Ohne meine Schüler möchte ich nicht sein.“ Wie sehr ihr die Kinder am Herzen liegen, spürt man, wenn sie ins Erzählen kommt. Sie wollte immer schon Kinder ein Stück ihres Lebens begleiten. Sie habe sich bewusst für Lehramt Sonderpäda-

gogik entschieden und sei sehr gerne Lehrerin gewesen. „Ich habe in meiner Kindheit einiges mitgemacht, war unsäglichen Verletzungen ausgesetzt“, sagt sie und hält kurz inne. „Nicht alle Kinder werden auf der Sonnenseite des Lebens geboren.“

Auf Details will sie nicht eingehen. Nur so viel: Im Ruhestand habe sie letztlich gemerkt, wie sehr ihr der Umgang mit den Schülern fehlt. Deshalb habe sie sich vor sechs Jahren dazu entschlossen, Frühstückslotsin zu werden. „Hier an meiner alten Schule, an der ich 1980 angefangen habe.“ Ihre Augen leuchten, wenn sie davon erzählt. „Jetzt bin ich nach wie vor für die Schüler da, habe aber den großen Vorteil, dass ich keine Noten mehr vergeben muss.“

„Ich bin gerne hier. Ohne meine Schüler möchte ich nicht sein.“

Im Lockdown kein Frühstück

Sieglinde Stanzl kann das gut nachvollziehen. Sie und Brigitta Lurz haben einander schon lange vor dem Schulfrühstück kennengelernt. Als Fachlehrerin für Ernährung und Gestaltung unterrichtete Stanzl ebenfalls an dieser Schule, bevor sie als Projektleiterin die Organisation und Koordinierung des „denkbar“-Schulfrühstücks übernahm. Heute ist sie zu Besuch am SFZ, fragt nach, ob irgendwo ihre Hilfe gebraucht werde. Gerade ist die dritte Corona-Welle abgeflaut. Der Schulbetrieb läuft wieder an. Brigitta Lurz freut sich über den Besuch, kann aber



Brigitta Lurz teilt nicht nur Frühstück aus, sie stärkt ihren Schülern auch den Rücken.

beruhigen: „Es läuft gut. Es kommen schon fast wieder alle Schüler wie vor dem letzten Lockdown. Hoffentlich kommt nicht bald der nächste.“ Sieglinde Stanzl nickt. „Es wäre den Kindern zu wünschen.“

Als die Schulen geschlossen waren oder allenfalls Notbetreuung stattfinden durfte, gab es kein Schulfrühstück. „Genau die Kinder, die unser Frühstück am dringendsten brauchen, wurden im Lockdown weiter abgehängt“, unterstreicht Sieglinde Stanzl. Brigitta Lurz bestätigt. Einige Schüler hätten ihr erzählt, woraus ihr Frühstück zu Hause bestanden habe: Aus einer Packung Chips. Für Sieglinde Stanzl nichts Neues. „Wenn die Kinder alleine zu Hause sind, nehmen sie sich das, was ihnen schmeckt und schnell zur Hand ist.“ Deshalb sei es gerade jetzt nötig, das Schulfrüh-

„Frau Lurz merkt schon beim Hereinkommen, wenn es einem nicht gut geht.“

stück mit neuem Schwung voranzutreiben und weiter auszubauen. Sie appelliert: „Es wäre toll, wenn wir dafür Unterstützung von pensionierten Lehrerinnen und Lehrern bekämen, die mit so viel Herzblut dabei sind wie Brigitta Lurz.“

„denkbar“-Projektmitarbeiterin Gabriele Mock ist auch beim Besuch am SFZ dabei. „Wir können jede helfende Hand gebrauchen“, sagt sie. „Wer sich für die Aufgabe der Frühstückslotsen interessiert, muss keine Sorge haben: Es muss nichts aus eigener Tasche eingekauft werden.“ Wer die Lebensmittel besorge, bekomme auf jeden Fall das Geld zurückerstattet. Es sei auch möglich, die Lebensmittel gleich an die Schule liefern zu lassen. „Es hat ja nicht jeder morgens so viel Zeit oder ein Auto, um die Einkäufe in die Schule zu bringen.“



Frühstückslotsen wie Brigitta Lurz (Mitte) können auf die Rückendeckung des BLLV-Organisationsteams zählen. Immer behilflich: Projektmitarbeiterin Gabriele Mock (l.) und Projektleiterin Sieglinde Stanzl (r.).

Beim Schulfrühstück geht es aber nicht nur darum, Kinder satt zu machen. Als die damalige BLLV-Vizepräsidentin Waltraud Lučić „denkbar“ initiierte, war ihr wichtig, dass die Betreuung des Schulfrühstücks nicht die Lehrkräfte übernehmen, sondern Frühstückslotsen. Die Kinder sollten eine weitere Bezugsperson bekommen, der sie sich anvertrauen können. Auch Sieglinde Stanzl weiß, wie wichtig gerade die soziale Seite des Schulfrühstücks ist. „Viele Kinder sehnen sich nach der Erfahrung, dass jemand für sie sorgt, ihnen zuhört und ihnen das Gefühl gibt: Ich mag dich! Du bist mir wichtig! Für dich bin ich morgens da!“ Solche positiven Erfahrungen seien für unsere benachteiligten Kinder enorm wichtig und stärkten ihr Selbstwertgefühl. Eine Erfahrung, die auch Gabriele Mock gemacht hat. „Diese Kinder kommen nicht nur wegen des Frühstücks, sondern auch wegen der Frühstückslotsen.“

Bestes Beispiel dafür ist Brigitta Lurz. Bei ihr werden nicht nur die Kinder satt, sie ist auch jeden Tag für sie da, wenn sie Sorgen haben. Oder wie Laszlo es ausdrückt: „Frau Lurz kennt uns so gut. Die merkt schon beim Hereinkommen, wenn es einem nicht gut geht.“ Mal sind es große Sorgen, mal kleine, die den Kindern im Magen liegen. Wenn also wieder ein Mathe-Test ansteht, vor dem einige zittern oder die Aufregung um ein Referat sehr groß ist, erfährt es Brigitta Lurz als Erste. Deshalb gibt sie ihren Schützlingen am Ende des Schulfrühstücks des Öfteren nicht nur ein Pausenbrot mit auf den Weg, sondern auch eine Portion Zuversicht. „Kopf hoch, du schaffst das!“, sagt sie dann. Oder: „Ich drücke dir ganz fest die Daumen.“ Für sie gehört das mit dazu, gar keine Frage: „Für seine Kinder oder Enkelkinder würde man das doch auch machen!“

Claudia Rothhammer



Damit dem Bildungshunger nicht Hunger im Wege steht, hat der BLLV vor zehn Jahren das Schulfrühstück „denkbar“ initiiert. An 137 Schulen in Bayern werden dadurch täglich etwa 6.000 Schüler satt. Allerdings wird jede Hand gebraucht. Derzeit sucht der BLLV Frühstückslotsen zur Verstärkung. Auch pensionierte Lehrerinnen und Lehrer sind herzlich willkommen, an einer Schule in ihrer Nähe Aufgaben zu übernehmen.

Hätten Sie Zeit und Lust?

Dann lassen Sie sich doch unverbindlich eine Informationsbroschüre und eine Praxisbroschüre für Frühstückslotsen zusenden, wenn Sie sich vorstellen könnten, selbst Frühstückslose zu werden. Gerne berät Sie Projektleiterin Sieglinde Stanzl persönlich.

Tel: 089 721001 864/863
denkbar@kinderhilfe.bllv.de
www.denkbar.bllv.de



Wir sind füreinander da

Die Eigenhilfe des BLLV unterstützt Mitglieder in Not

Die Flutkatastrophe im Rheinland im Juli hat gezeigt: Niemand ist vor einem Schicksalsschlag gefeit. Von einer Sekunde auf die nächste kann man sein ganzes Hab und Gut verlieren oder am finanziellen Abgrund stehen. Wie die BLLV-Eigenhilfe Mitgliedern in so einer Notsituation helfen kann, erklärt Max Schindlbeck vom Sozialreferat.

Der BLLV ist nicht nur ein Verband, der sich für die beruflichen Interessen seiner Mitglieder einsetzt. Man ist füreinander da, gerade in der Not. Deshalb wurde vor über 150 Jahren die BLLV-Eigenhilfe ins Leben gerufen. Auch heute noch ist sie für viele ein Rettungsanker. Selbst Lehrer in A 12 und A 13 erleiden

immer wieder Schicksalsschläge, bei denen wir die moralische Verpflichtung haben, solidarisch zu helfen. Das sind zum Beispiel große Unwetter, dramatische Scheidungsfälle, folgenschwere Unfälle und vieles mehr. Bei Pensionisten sind es oft hohe ärztliche Behandlungskosten, die nicht von der Beihilfe übernommen werden und die zu einer finanziellen Notlage führen.

Wer Mittel aus der Eigenhilfe bekommen kann, ist klar geregelt. Der BLLV hat bei einer Landesdelegiertenversammlung die Richtlinien festgelegt: „Die Eigenhilfe ist eine Selbsthilfeeinrichtung des BLLV. Die zur Verfügung stehenden Etatmittel

dienen zur finanziellen Unterstützung von in wirtschaftliche Bedrängnis geratenen Mitgliedern oder Schutzmitgliedern. Außerdem können damit Schäden bezuschusst oder abgedeckt werden, die einem Mandatsträger oder einem Angestellten des BLLV anlässlich einer nachweislich für den BLLV getätigten Verrichtung entstanden sind. Die Eigenhilfe ersetzt nicht private Haftpflicht-, Personen- und Sachversicherungen, ergänzt sie aber und bedeutet deshalb für die Mitglieder eine Hilfe in Notfällen. Auf Eigenhilfe besteht kein Rechtsanspruch. Antragsberechtigt sind alle Mitglieder, Schutzmitglieder und Angestellten des BLLV. Die Eigenhilfe umfasst alle Schadensfälle, die nicht vorsätzlich herbeigeführt worden sind.“

Es gibt drei Arten von Eigenhilfe:

1. Ein einmaliger Zuschuss bis zu einer Höhe von 3.000 Euro.
2. Ein zinsloses Darlehen mit einer maximalen Laufzeit von zwei Jahren und bis zu einer Höhe von 7.000 Euro.
3. Eine Kombination von Zuschuss und Darlehen.

Die Höhe der Zuschüsse oder des Darlehens liegen im Ermessen der hierfür zuständigen Kommission. Diese besteht aus dem Leiter des Landessozialreferats des BLLV, seinem Stellvertreter und einem vom Landesvorstand gewählten Mitglied. Die Leistungen orientieren sich an den Einkommens- und Vermögensverhältnissen des Mitglieds, an der Dauer der Mitgliedschaft und an einer eventuellen Mitarbeit in den Verbandsgremien des BLLV.

Der Antragsteller hat das schädigende Ereignis, zu dem er Eigenhilfe begehrt, nachzuweisen. Alle Nachweise sind schriftlich vorzulegen, entweder im Original oder in Kopie. Kostenvorschläge scheiden als Nachweis aus. Eigenhilfe kann nur gewährt werden, wenn die Schadenssumme mehr als die Hälfte des monatlichen Familiennetto-Einkommens des Antragstellers beträgt. Bei verheirateten Antragstellern ist auch das Einkommen des berufstätigen Ehegatten anzugeben.

Grundsätzlich wird höchstens ein hälftiger Zuschuss gewährt. Abweichungen hiervon im besonderen Ausnahmefall bedürfen eines Beschlusses des Landesvorstands. Ausgenommen von diesen Begrenzungen sind Schäden, die durch eine Tätigkeit für den BLLV entstanden sind. Bei Kfz-Schäden werden in der Regel maximal 300 Euro ersetzt (übliche Selbstbeteiligung in

der Vollkasko-Versicherung). Bei Kfz-Schäden im Zusammenhang mit Fahrten für den BLLV, die über die BLLV-Vollkaskoversicherung abgewickelt werden, wird die Selbstbeteiligung nach Eingang des Antrags direkt durch die Leitung des Landessozialreferats ohne Mitwirkung anderer BLLV-Gremien angewiesen. Sämtliche Angaben werden streng vertraulich behandelt.

Eigenhilfe kann nicht für Schadensfälle gewährt werden, die durch Leistungen Dritter abgedeckt werden. Werden solche Leistungen erst nach der Gewährung von Eigenhilfe erbracht, sind die als Eigenhilfe geleisteten Zuschüsse unverzüglich und aufgefördert zurückzuerstatten.

Alle Geldbeihilfen im Rahmen der Eigenhilfe werden stets nur als zinsloses Darlehen für die Dauer der Mitgliedschaft gewährt. Tritt das Mitglied aus dem Verband aus, wird es ausgeschlossen oder erlischt die Mitgliedschaft durch Beitragsrückstand, so ist die Geldbeihilfe in jeweiliger Resthöhe mit dem Zeitpunkt der Beendigung der Mitgliedschaft zur Rückzahlung fällig. Die Rückzahlung des einmaligen Zuschusses wird jedoch erlassen, wenn die Mitgliedschaft mehr als fünf Jahre nach dessen Gewährung weiter besteht oder durch Tod endet.

In Not geratene Mitglieder oder Schutzmitglieder können einen Antrag auf Unterstützung stellen. Das entsprechende Formular erhalten Betroffene bei Ihrem Kreisvorsitzenden, der sie auch berät. Der Antrag sollte begründet und mit Nachweisen versehen werden, aus denen die Notlage ersichtlich ist. Der Antrag ist beim zuständigen Kreisverband oder beim Landessozialreferat des BLLV (Bavariaring 37, 80336 München) einzureichen. Studenten richten ihre Anträge über den zuständigen Studentenreferenten an das Landessozialreferat.

Wird der Antrag auf Eigenhilfe abgelehnt, kann der Antragsteller innerhalb von vier Wochen nach Bekanntgabe der Ablehnung den Landesvorstand anrufen. Dieser entscheidet endgültig über den Antrag. Das alles mag recht formalistisch klingen, doch eines ist klar: Die Eigenhilfe des BLLV hat schon vielen Mitgliedern geholfen und wird auch Ihnen im Notfall zur Seite stehen.

*Max Schindlbeck,
Leiter des Referats Soziales im BLLV*



Er „forcht sich nit“, vor nix und niemandem

Als Lehrer war der Herr Kollege – sagen wir Hajo Schneider – „sehr tüchtig“, als Schulleiter ließ er es in der Personalführung menscheln, in Verwaltungsangelegenheiten war er großzügig. Kleinkariertheit war seine Sache nicht. Regeln hielt er nur grundsätzlich ein, d.h. die Ausnahmen von den Regeln waren ihm wichtig. Fleißig war er

auch, gab er doch nebenberuflich lange Zeit Deutschunterricht – ausgerechnet an der Polizeischule. Im BLLV arbeitete er jahrzehntelang erfolgreich als Referatsleiter. Keine Frage: Er war ein sehr humorvoller, beliebter, weil stets um Ausgleich und gute Lösungen bemühter Typ. Meilensteine einer Nachkriegskarriere.

Sicherlich hat ihn seine militärisch-maritime Vergangenheit geprägt. Als kleiner, noch sehr junger Marineoffizier hatte er während des Krieges z.B. den Auftrag, einen motorisierten Lastkahn auf der Donau ins Schwarze Meer zu schipern. Und er kam immerhin bis Budapest! Zwar war ihm aufgefallen, dass die Donau über die Maßen breit war und die Fluten schnell dahin eilten ... Aber dann sahen er und der mitgefahrene Maat spät abends und bei völliger Dunkelheit die Lichter der ungarischen Hauptstadt. Sie suchten einen günstigen Anlegeplatz und fanden ihn an einer Brücke. Es folgte eine unterhaltsame Nacht.

Nach Sonnenaufgang zum Kahn zurückgekehrt, waren sie ziemlich irritiert: Sie fanden ihr Schifflein in einem Park, von dessen Mitte eine Brücke an das andere Donauufer führte. Genau dort hatten sie angelegt! Leider war das Hochwasser vom Vortag unglaublich schnell gefallen: Der Kahn lag auf dem Trockenen und wurde von zahlreichen Budapestern bestaunt. Irgendwie gelang es Schneider, sich aus der Geschichte heraus zu schwindeln. Dumm gelaufen oder so ...

Ein Chauffeur in Uniform

Er absolvierte nach dem Krieg die Lehrerbildungsanstalt in Schwabach und engagierte sich nach den Examina umgehend in der Arbeitsgemeinschaft Bayerischer Junglehrer, danach im BLLV. 1975 führte der BLLV eine mehrtägige Landesdelegiertenversammlung in Passau durch. Der Festabend wurde auf einem ungarischen Passagierschiff gefeiert, getrunken wurde vor allem ein pappsüßer Krimsekt. Der war verhältnismäßig preiswert und für die meisten Teilnehmerinnen und Teilnehmer etwas völlig Neues. Die Stimmung stieg und stieg und die Kolleginnen und Kollegen saßen schon recht gesellig zusammen.

Mit einem Gläschen Krimsekt in der Hand und mit einem befreundeten Ehepaar an der Seite, wanderte der Kollege Schneider derweilen auf dem Oberdeck rechts herum um die Aufbauten. Dabei

kamen sie immer wieder an einem, wegen der Hitze weit geöffneten Fenster der Kombüse vorbei. Dort lag aufgeschichtet auf einem Teller ein Stapel wohl duftender Palatschinken, nach der der Kollege bei jeder Runde begehrlige Blicke sandte. Nach der vierten Runde konnte er nicht mehr widerstehen: Ein Griff – und schon hatte er drei Stück zu einer Rolle geformte Pfannkuchen in der Hand. Das war vermutlich straffreier Mundraub im wahrsten Sinne des Wortes. Ein Ab-

biss folgte dem anderen, als ihm plötzlich ein weiß uniformiertes Mitglied der Besatzung entgegenkam. Wupp – hatte er den Rest der Rolle in der rechten Tasche seiner hellen Sommerjacke verstaut. Mit seiner Linken deutete er irgendwo auf das Ufer und sprach sehr laut von einem fiktiven barocken Klosterbau ... Der gigantische Fettfleck störte ihn nicht weiter: „Die Reinigung kriegt das wieder hin.“

Als kurz vor Mitternacht das Schiff wieder in Passau anlegte, tat er dem Ehepaar kund, dass er es sehr gerne ins Hotel fahren würde. Dieses Angebot wurde jedoch dankend abgelehnt. Das Hotel sei gleich um die Ecke. Ein anderer Kollege, der mit ihm im gleichen Hotel untergebracht war, stieg aber ein.

Die Passauer Innenstadt gleicht einem Labyrinth! Mehr muss man eigentlich nicht sagen, denn der Herr Kollege befuhr recht bald eine sehr enge Einbahnstraße – leider in der falschen Richtung. Das erste ihm entgegenkommende Fahrzeug gehörte zur Polizeiinspektion Passau.

Die Fahrzeuge kamen zum Stehen, ein Polizist ging auf das Fahrzeug des Kollegen zu und bat höflich um das Vorzeigen der Papiere. Der Kollege antwortete: „Ja, grüß dich Gott, Rainer Müller! Es ist ja wirklich wunderbar, dass wir uns heute Abend wieder einmal treffen. Du erinnerst dich doch schon noch, dass ich dir damals in der Polizeischule in Deutsch die Drei gegeben habe, damit bei der Prüfung nichts passiert.“ Die Antwort war: „Ja, selbstverständlich Herr Schneider! Eine solche Freude! Gell, sie kennen sich in Passau nicht so recht aus? In welchem Hotel sind sie denn abgestiegen?“ Kollege Schneider setzte sich auf den Rücksitz, der



Wenn einem so viel gutes wird beschert ...

Polizeiobermeister Müller stieg ein und kutscherte die beiden Kollegen ins Hotel.

Im BLLV engagierte Schneider sich lange Zeit als Leiter des Referats Ausbildungslehrer. Alles, was sich „höheren Ortes“ in Fragen der Lehrerbildung tat, war insofern für ihn von höchstem Interesse. Und so kam es, dass er eines Tages zusammen mit dem damaligen Studentenreferenten des BLLV, Manfred Schreiner, vor dem für Fragen der Lehrerausbildung zuständigen Ministerialrat Dr. Schmiederer im Kultusministerium saß. Der hatte zusammen mit einigen anderen Mitarbeitern der Abteilung „Volksschulen“ nach langen Verhandlungen und einem noch längeren Mitzeichnungsdurchlauf durch fünf andere Abteilungen ein komplexes und ausführliches Papier ausgebrütet. Den Entwurf trug er nun zitzerlweise, recht bedeutend, betonend und langatmig vor.

10 Mark für die Kaffeekasse

Schneider hatte in der nächsten Woche eine Sitzung der Bezirksreferenten und war deshalb an den bevorstehenden, wahrscheinlichen Veränderungen außerordentlich interessiert. Also fragte er nach den Ausführungen den Herrn Ministerialrat, ob er das Papier haben könne. Das gehe leider nicht, entgegnete der, dies sei sein einziges Exemplar. Man kön-

ne doch eine Kopie machen, regte Schneider an. Naja, das gehe theoretisch schon, sei aber einfach zu kostspielig für das Ministerium, beharrte der Beamte. „Ach, Herr Ministerialrat, das haben wir gleich“, sagte Schneider und nahm das Konvolut vom Tisch. „Da haben Sie 10 Mark für die Kaffeekasse des Hauses und nochmals herzlichen Dank für die Ausführungen. Auf Wiedersehen“, sprach's und verließ den Raum. Dr. Schmiederer war so überrascht, dass er keine Einwendungen mehr erheben konnte.

Einige Jahre später wurde Rektor Schneider von Schulamtsdirektor Graschel ins Büro gebeten. Der war auch kein Unmensch, aber irgendwo achtete er schon noch darauf, dass zumindest einige der wichtigsten administrativen Anordnungen zur Aufrechterhaltung eines geordneten Schulbetriebs beachtet wurden. Nach einer freundlichen Begrüßung kam der Chef zur Sache: „Hajo, wir schreiben heute den 15. November. Fällt dir dazu irgendetwas ein?“ Schneider runzelte seine Stirn und dachte sichtlich heftig nach. Der Schulamtschef ließ ihm ein wenig Zeit, dann sagte er nur: „Oktoberstatistik!“

„Na, die habe ich doch pünktlich auf dem Postweg übermittelt!“, verlautbarte Rektor Schneider. „Die ist aber hier nie eingegangen“, antwortete Graschel. „Das macht ja nichts! Gib mir die Formulare und in ein paar Minuten hast du die Statistik!“

Schneider setzte sich mit den Papieren ins Vorzimmer und füllte die ganzen Längs- und Querspalten aus: Er setzte die Zahl der Knaben und der Mädchen, der Evangelischen und Katholischen und der Bekenntnislosen in den Jahrgängen 5 bis 9 usw. ein. Nach ca. 25 Minuten kehrte er zum Schulrat zurück und übergab die Statistiken mit der Bitte um eine Kopie.

Schulrat Graschel war platt. „Du hast die ganzen Zahlen im Kopf! Das ist ja genial!“, sagte er. Aber der treuherzige Blick von Schneider verriet ihm, dass da irgendetwas nicht stimmen konnte. „Also heraus mit der Sprache!“, verlangte er. Schneider druckste ein wenig herum und gestand: „Was ich sicher weiß, ist die Gesamtzahl meiner Schülerinnen und Schüler. Die kommt hier ins untere rechte Abschlusskästchen. Von da aus muss man nur noch rückwärts denken, richtig subtrahieren und ordentlich verteilen! Und merke dir das Eine: Die Längssumme und die Quersumme müssen immer stimmen! Allerdings muss man natürlich vorher auch gut Kopfrechnen können ...“ Kurz gesagt: Schneider musste die Statistik noch einmal anfertigen. Aber immerhin: Beinahe hätte es geklappt!

Versetzung in den Ruhestand

Auch für den Kollegen Schneider rückte irgendwann der gesetzliche Ruhestand näher. Über die seinerzeitige beamtenrechtlichen Usancen wusste er zwar nicht übermäßig viel, aber eines glaubte er sicher zu wissen: Die Urkunde zur Versetzung in den Ruhestand musste „ausgehändigt“ werden, setzte also im Normalfall das Erscheinen des zu pensionierenden Beamten beim Dienstvorgesetzten voraus. Im Hinterkopf hatte Schneider vielleicht die Vorstellung, dass er noch weiter die vollen Dienstbezüge beziehen würde, wenn er nicht formal in den Ruhestand versetzt werden könnte.

Das Schulamt lud den Regularien folgend Schneider schriftlich und rechtzeitig zum Empfang der Urkunde ein. Schneider ignorierte diese Mitteilung ebenso, wie die nach einiger Zeit nachgeschickte, etwas schärfer formulierte Erinnerung. Der 31. Juli rückte immer näher und so ließ sich das

Schulamt etwas einfallen: Es übersandte die Urkunde mit einer Postzustellungsurkunde, die nur vom Adressaten selbst entgegengenommen und abgezeichnet werden durfte. Schneider sah den Briefboten anrücken und bat seine Gattin darum, nicht zu öffnen. Nach etlichen vergeblichen Klingelzeichen zog der Überbringer der Urkunde wieder ab.

„Hier unterschreiben!“

Der August rückte Tag für Tag heran. Am Samstag, den 31. Juli, wähnte sich Schneider als Gewinner der Auseinandersetzung, als es morgens um 7.30 Uhr klingelte. Draußen stand der Schulamtschef! Der drückte ihm erst einmal einen Aktendeckel in die Hand, dann sprach er: „Hiermit versetze ich dich in den gesetzlichen Ruhestand! Die Urkunde ist drin – und hier wirst du jetzt unterschreiben!“ Mit diesen Worten hielt ihm der Chef einen Kugelschreiber und ein Blatt Papier hin. Der völlig verutzte Schneider tat dann, wie ihm geheißen worden war. Zu seiner Frau sagte er anschließend: „Man kann halt nicht immer gewinnen.“

Manfred Schreiner und Klaus Neumann



... kann man einfach nicht widerstehen.



Zeit für mich

Zu Besuch bei Waltraud Lučić, der früheren BLLV-Vize-Präsidentin und Vorsitzenden der Kinderhilfe

Sie hat sich für Kinder und Lehrkräfte gleichermaßen stark gemacht. Ohne sie gäbe es vermutlich weder das Schulfrühstück „denkbar“ noch die Migrationsklausel bei der Klassenbildung. Als Vizepräsidentin des BLLV und Vorsitzende des Münchner Lehrer- und Lehrerinnenverbandes hat Waltraud Lučić viel erreicht. Wie es ihr im Ruhestand geht, hat sie „60... und mehr!“ bei sich zu Hause in Dachau verraten.

Wenn die Wellen über mir zusammenschlagen, dann tauche ich hinab, um nach Perlen zu fischen.“ Wer bei der ehemaligen BLLV-Vizepräsidentin in Dachau zu Besuch ist, kommt an diesem Spruch der Dichterin Mascha Kaléko nicht vorbei. Er steht auf einer grauen Schiefertafel am Gartenzaun neben der Klingel. Ihre eigenen Perlen aus stürmischen aber auch aus ruhigen Zeiten hat die 64-Jährige für unseren Besuch in eine Schale gegeben und auf den Gartentisch gestellt. „Hier drin ist alles, was mir kostbar ist“, sagt sie und breitet den Inhalt aus.

„Meine Zeit im BLLV war sehr erfüllend, voll schöner Erfahrungen.“

Neben der Karl-Heiß-Medaille des BLLV, dem Bundesverdienstkreuz, dem „Interkulturellen Award“ der BMW-Stiftung und der Auszeichnung „München leuchtet“ liegen auch gebastelte Anstecker und Medaillen. „Hier, meine Medaille aus dem Kindergarten!“ Sie präsentiert ein rundes Papier an einer grünen Kordel. Die hat sie bekommen, als ihre Tochter im Kindergarten war und sie selbst im Elternbeirat aktiv. Dann kommt ein Brief zum Vorschein, der einen markanten Moment markiert: Die Mitteilung, dass sie Oma wird. Jetzt ist ihr Enkel eineinhalb Jahre alt. „Er schenkt mir so viele Glücksmomente“, sagt die Pensionärin und strahlt. Glücksmomente, genau das macht die Gegenstände in dieser Schale so wertvoll.

Viele Erinnerungen in diesem Schatzschälchen haben mit dem BLLV zu tun. Kein Wunder. Waltraud Lučić war fünf Jahre an der Spitze der BLLV-Kinderhilfe, acht Jahre BLLV-Vizepräsidentin und 16 Jahre Vorsitzende des MLLV. Viele Jahre lang hat sie Fachgruppen und Arbeitskreise geleitet, war 22 Jahre im Örtlichen Personalrat und 21 Jahre im Hauptpersonalrat. Würde man alle Tätigkeiten für den BLLV zusammenzählen und aneinanderreihen, wären das 109 Jahre ehrenamtliches Engagement.

Dabei sei es ihr nie um Posten oder Titel gegangen, versichert sie und zitiert Albert Einstein: „Nichts wahrhaft Wertvolles erwächst aus Ehrgeiz oder bloßem Pflichtgefühl, sondern vielmehr aus Liebe und Treue zu Menschen und Dingen.“ Die einzelnen Ämter hätten sich „immer irgendwie ergeben“. Das

trifft sogar auf den Eintritt in den Verband zu. Wer weiß, ob sie dem hartnäckigen Werben der KEG nicht doch noch nachgegeben hätte, wäre die gebürtige Oberpfälzerin nicht als Fachlehrerin an eine Münchner Schule gekommen, deren Rektor BLLV-Mitglied war. „Damit er Ruhe gibt“, habe sie die Anmeldung ausgefüllt. „Ich bin zwar nicht aus Überzeugung in den Verband eingetreten, aber aus Überzeugung geblieben.“

Überzeugt, in den vorzeitigen Ruhestand zu gehen, hat sie allerdings ihr Körper. Mit der Diagnose einer degenerativen neurologischen Erkrankung lebt sie schon lange, doch nach und nach wurden die Symptome stärker, ihre Kraft weniger. Von morgens bis abends ein voller Terminkalender, 150 Prozent geben, es wurde von Jahr zu Jahr schwieriger. Deshalb beschloss sie für sich, ihre Ämter nach und nach aufzugeben. „Auch wenn ich mich innerlich darauf vorbereitet habe, in Pension zu gehen, fiel es mir dennoch schwer. Viele freuen sich auf den Ruhestand, beneiden dich, dass du nicht mehr arbeiten musst, aber ich habe immer sehr gerne gearbeitet.“

Einladung ins Schloss Bellevue

Oft saß die Macherin noch um Mitternacht an ihrem Schreibtisch in der Geschäftsstelle in München; bei BLLV-Veranstaltungen am Bavariaring war sie oft diejenige, die die Lichter ausknipste und die Türen abschloss. „Für mich war meine Zeit im BLLV sehr erfüllend. Ich durfte wunderschöne Erfahrungen machen, habe viele tolle Menschen kennengelernt, die ich ohne meine Funktionen im BLLV wohl nie getroffen hätte.“ Für ihr Engagement in der Bildungspolitik wurde sie nach Berlin zum Neujahrsempfang eingeladen, saß am Tisch des damaligen Bundespräsidenten Joachim Gauck im Schloss Bellevue. Für diesen Anlass habe ihr eine Dachauerin sogar eine echte Dachauer Tracht ausgeliehen. Wieder so eine Erinnerungssperle.

Und heute? Wie geht man damit um, wenn die Welle förmlich über einem zusammenbricht? Wenn

man einen Kurswechsel vornehmen muss? „Ich lasse mich nicht unterkriegen“, sagt sie und lächelt. Sie habe sich mit ihrer Krankheit arrangiert und versuche, das Beste aus der Situation zu machen. Dann zitiert sie Rilke: „Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen, die sich über die Dinge ziehn. Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen, aber versuchen will ich ihn.“ Ja, die Erkrankung habe sie dazu gebracht, einen neuen Ring, einen neuen Lebensabschnitt anzufangen, aber sie hat ihm einen beruhigenden Namen gegeben: „Zeit für mich“. Denn erst im Ruhestand sei ihr bewusst geworden, dass sie für sich selbst, für das Arbeiten mit den Händen und unterschiedlichen Materialien wie Stoff, Ton, Weiden und anderen Pflanzen lange kaum Zeit gehabt hatte.

**Sie zitiert Rilke:
„Ich lebe
mein Leben in
wachsenden
Ringen.“**

In ihrem Haus in Dachau hat sie sich ein Nähzimmer eingerichtet, ihren Garten hat sie in ein Meer aus Blumen und Pflanzen verwandelt. Wenn sie darin sitze, sei das „ein Gefühl, als ob ich im Urlaub wäre“. Keine Frage: Für sie war es die richtige Entscheidung, aus München wegzuziehen. Eine langjährige Freundin wohnt in ihrer Nähe, viele neue Freunde sind dazu gekommen.

So wie die Künstlerin Gabriele Metzger. Deren Werkstatt nutzt Waltraud Lučić für das gemeinsame Hobby: Glasfusing. Derzeit arbeitet sie daran, eine Laterne zu gestalten. Vor ihr liegen durchsichtige Glasscheiben – das sogenannte Trägermaterial im Format der Laternenscheiben. Darum herum liegen hauchdünne Glasscheiben in allen Farben des Regenbogens. Aus einer davon

„Zeit für mich“, das heißt für Waltraud Lučić, endlich wieder Zeit zum Nähen zu haben ...



... oder um neue Hobbys wie Glasfusing auszuprobieren.



Künstlerin Gabriele setzt zusammen mit ihr Glas ein.



Für die winzigen Glassteinchen braucht es ein scharfes Auge.

schneidet sie mit einem Diamantglasschneider Formen und bricht sie mit einer Brech- und Kröselzange heraus. Aus diesen Formen, dünnen Glasstangen und zu Granulat und Krösel zerstoßenem Glas arrangiert sie ein Muster auf den neuen Seitenscheiben der Laterne. Nach 20 Stunden im Brennofen, sind die bunten Glasstückchen mit dem Trägermaterial verschmolzen.

Allen Widerständen zum Trotz

Im Glas spiegelt sich auch einiges von Waltraud Lučićs Wesen. Viele Weggefährten sagen über sie, dass auch sie die Welt fröhlicher, bunter erscheinen lässt. Eine starke Frau, die trotz mancher Widerstände Ideen verwirklichte, Projekte zum Erfolg

führte. Bei Ministern und Landespolitikern setzte sie Verbesserungen für Lehrkräfte und Schüler durch, die andere nie für möglich gehalten haben. Die Migrationsklausel zum Beispiel, die es ermöglicht, Klassen ab 25 Schülern zu teilen, wenn mehr als die Hälfte der Kinder Migrationshintergrund haben. Zweimal sogar hat sie das Fach Werken/Textiles Gestalten gerettet. Einmal war es schon aus der Stundentafel gestrichen und man arbeitete bereits am Lehrplan eines neuen Faches. Als Fachlehrerin überzeugte sie den damaligen Kultusminister Schneider, das Fach beizubehalten. Die Lehrplankommission stoppte die Arbeit, benannte das Fach wieder um und berief Waltraud Lučić ins Gremium, um die Inhalte im Fach Werken/Gestalten den Anforderungen der heutigen Zeit anzupassen.

Die Liste ließe sich fortführen. Und trotzdem sagt die Ruheständlerin: „Ich hätte gerne mehr erreicht. Gerade für die Lehrergruppe, aus der ich stamme: die Fachlehrerinnen und Fachlehrer.“ Dabei bescheinigen ihr auch politische Weggefährten wie Georg Eisenreich, wie stolz sie sein könne. Der bayerische Justizminister erinnert sich an seine Zeit als Vorsitzender des Bildungsausschusses und Staatssekretär im Kultusministerium. Fast 15 Jahre lang gestaltete er sozusagen gemeinsam mit der BLLV-Vize-Präsidentin und MLLV-Vorsitzenden Bildungspolitik. Daran denkt Eisenreich gerne zurück: „Ich habe den regelmäßigen und wertvollen Meinungsaustausch mit ihr sehr geschätzt, auch wenn jedes Gespräch für mich neue Hausaufgaben bedeutet hat.“ Unter den vielen Projekten, die sie „erfolgreich auf den Weg“ gebracht habe, wolle er vor allem „WERTvoll MITEinander – Interkulturelle Bildung für eine gelingendes Zusammenleben“ hervorheben.

WERTvoll MITEinander umgehen

Das Motto des Projekts lässt sich auch auf ihre Arbeit als Vizepräsidentin münzen. „Zuhören, beobachten, den Gesprächspartner ernst nehmen, vor allem aber wertschätzen“, das sei die Grundlage für ihre bildungspolitischen Erfolge gewesen. Sie sei immer offen, ehrlich und vertrauensvoll mit den Politikern umgegangen. „Meine Haltung war immer: Wenn wir etwas verbessern wollen, geht das nur miteinander und nicht, indem ich öffentlich auf Konfrontation mit den Politikern gehe.“

So wurde die heute 64-Jährige zur Netzwerkerin. Schulische und außerschulische Institutionen, verschiedenste Bereiche miteinander bekannt machen, sich austauschen und gemeinsame Ziele in einem Projekt umsetzen, miteinander und voneinander lernen, etwas gemeinsam erreichen, mit Freude geben und nehmen, dafür konnte sie immer mehr Menschen gewinnen. In Projekten arbeiteten Kultusministerium, Stadt München, Schulamt, Stif-

tungen und natürlich der MLLV/BLLV zusammen. Was so locker klingt in den Projektbezeichnungen „Chance Ganztage“, „Herausforderung Schulleitung“ oder „Sprache, Schriftsprache, Bildungssprache“, waren manchmal harte Auseinandersetzungen, ein Ringen um einen Konsens, nächtelange Arbeit, mühsames Akquirieren von Geldern.

Das trifft auch auf das Schulfrühstück „denkbar“ zu, das sie initiiert und auf den Weg gebracht hat. „Ich bin wegen der Finanzierung nachts oft wach gelegen. Ich weiß gar nicht, wie viele Telefonate und persönliche Gespräche ich führen musste, damit wir so weit gekommen sind.“ Aber es ist ihr gelungen, das Frühstückprojekt konnte dank ihres

Engagements in ganz Bayern angeboten werden. 2015 trat sie als Vorsitzende der BLLV-Kinderhilfe zurück und kandidierte nicht mehr als Vizepräsidentin. Dennoch verschaffte sie dem Frühstückprojekt erst vor zwei Jahren eine Spende von einer Stiftung in Höhe von 75.000 Euro.

Viele schöne Erinnerungen verbindet sie auch mit dem Kinderhaus Casadeni in Peru. Sechs Wochen hat sie dort gearbeitet, als neben der Bäckerei noch eine Schneiderei aufgebaut wurde. Hier im Garten taucht sie die Perlen ihrer Erinnerung herauf: Ihr Lieblingsplatz in Ayacucho war die Nähstube im Kinderhaus. Die Kinder stellten sich in einer Schlange an, um Federmäppchen nähen zu dürfen, auch wenn sie nicht einen einzigen Stift hatten. „Da manche Kinder nicht zu mir kommen konnten“, sagte sie sich damals, „muss ich eben zu ihnen fahren“. Sie packte kurzerhand ihre Nähmaschine ins Taxi zum Friedhof, wo viele Kinder vor und nach der Schule Gräber putzten. Am Friedhof angekommen, organisierte sie sich Strom und einen Tisch, um gemeinsam mit den Kindern zu nähen. „Das sind so Momente, die man nie vergisst“, sagt sie und zitiert Franz Grillparzer. „Mond und Jahre vergehen, und sind immer vorhanden. Aber ein schöner Moment leuchtet das ganze Leben hindurch.“

Claudia Rothhammer

„Wenn wir etwas verbessern wollen, geht das nur mit- statt gegeneinander“



Ein Meer aus Pflanzen und Blumen: Waltraud Lučić genießt die Zeit im eigenen Garten.

„Nichts wahrhaft Wertvolles erwächst aus Ehrgeiz oder bloßem Pflichtgefühl, sondern vielmehr aus Liebe und Treue zu Menschen und Dingen.“

Albert Einstein



Er war ein renommierter Erziehungswissenschaftler, für den BLLV ein wichtiger Visionär und Ideengeber: Professor Dr. Heinz Jürgen Ipfling. Ende Februar ist er im Alter von 84 Jahren verstorben. Hans Lengdobler, sein langjähriger Mitarbeiter an der Universität Regensburg, erinnert an eine außergewöhnliche Persönlichkeit.

Lebe! Wohl!

„Den Professor lassen wir weg!“ – mit diesen Worten begegnete mir Heinz Jürgen Ipfling bei unserem ersten Treffen vor etwa 40 Jahren. So lernte ich gleich eine seiner charakterlichen Eigenschaften kennen. Natürlich hatte ich ihn mit seinem Titel begrüßt, aber auf Titel und Bezeichnungen legte er wenig Wert; akademischer Ständesdünkel und Arroganz waren ihm fremd, ja, ein Gräuel. Es ging damals um die Konzeption eines neuen Theorie-Praxis-Kurses für Lehramtsstudierende, wofür er mich als Praktiker in sein Team holte. Sehr schnell hatten wir einen guten Draht zueinander, unser Verhältnis wurde bald persönlicher, im Laufe der Zeit freundschaftlich.

Ich lernte eine Menge von Dir, lieber Jürgen, beruflich wie menschlich, denn diese beiden Dinge waren für Dich untrennbar und das spürten auch die Studierenden, die weit über Deine Emeritierung hinaus begeistert Deine Seminare besuchten. Etliche dieser Lehrveranstaltungen durfte ich mitgestalten bis hin zur Organisation des Abschieds-seminars anlässlich Deiner Emeritierung. Deine Disziplin, Dein strukturiertes Arbeiten, Dein analytischer Verstand und Deine absolute Verlässlichkeit waren mir Vorbild und Ansporn, im beruflichen wie privaten Bereich.

Ebenso bezeichnend und ansteckend waren aber auch Deine Geselligkeit, Dein feinsinniger Humor und Dein umwerfender Charme. Und Du warst ein richtiger Genießer. Musik und Kunst, schöne Architektur, gestaltete Räume, gutes Essen und entsprechende Weine waren Dir wichtig, übertroffen höchstens von Deiner Leidenschaft für historische wie moderne Autos, für Technik und ästhetisches Design.

Es war immer ein besonderes Erlebnis und ein Vergnügen, mit Dir im roten Flitzer, dem geliebten Alfa Spider Cabrio, unterwegs zu sein, ob quer durch den Bayerischen Wald oder bei einer Orientierungsrally nach Ulm, wo wir zwar als Letzte ankamen – wir hatten uns ziemlich verfahren – aber einen Sonderpokal bekamen für unsere weite An-

fahrt. Im Spätherbst kam der schwere „Rangie“, Dein Range Rover, zum Einsatz, mit dem wir sicher in Habischried zu Blockseminaren ankamen, oder wenn wir ins hinterste Fichtelgebirge unterwegs waren zu einem unserer zahlreichen Lehrgänge für externe Schullandheimmitarbeiter.

Du bleibst in meiner Erinnerung mit Deiner ungeheuren Lebensfreude, Deinem Optimismus und dem unumstößlichen Gottvertrauen. Mit dem lieben Gott hattest Du, lieber Jürgen, eine spezielle Abmachung: Da Dein täglicher To-do-Zettel stets prall gefüllt war, blieb immer etwas für den nächsten Tag übrig. Und solange es noch was zu erledigen gab, konnte Dich der Herr ja nicht abberufen, meinstest Du. Am 26. Februar war dieser Aufgabenzettel offensichtlich abgearbeitet. Hätten wir uns voneinander verabschieden können, wären Deine letzten Worte wahrscheinlich gewesen: Lebe! Wohl!

Hans Lengdobler



Seniorenbildungswoche 4. bis 8. Oktober 2021

Um Gottes Willen!?

„Um Gottes Willen!“ kann mehrfach verstanden werden. Zum einen „um Gottes Willen – in welcher Zeit leben wir eigentlich? Wo finden wir in all den Umbrüchen Beständiges?“ Zum anderen: „Wie richte ich mein Leben aus, um Gottes Willen zu entsprechen?“ Zum Wochenthema gibt es Impulsvorträge, Gespräche und Austauschmöglichkeiten. Wohltuendes für Seele und Leib und ein Ausflug runden das Programm ab.

Leitung: Stephanie Sellmayr mit Referenten

Ort: Landvolkshochschule Niederalteich, Hengersberger Str. 10, 94557 Niederalteich

Zeit: 4.10.21, 14.30 Uhr bis 8.10.21, 13.00 Uhr

Kosten: 265 Euro inkl. Übernachtung und Vollpension

Infos und Anmeldung: anmeldung@lvhs-niederalteich.de
www.lvhs-niederalteich.de

Das Erbe regeln 6. Oktober 2021

Hilfe bei Erbstreitigkeiten

Einen Streit ums Erbe würde es bei Ihnen nicht geben, denken Sie? Nun, viel häufiger als gedacht, tritt diese Hoffnung nicht ein. Oft brechen Konflikte um das Erbe in der Familie erst dann auf, wenn es zu spät ist. Nichts kann so sehr verletzen wie ungerechte Erbverträge oder Spaltungen in der Erbgemeinschaft. Jede Erbschaft birgt die Gefahr, dass alte Wunden und lange schwelende Konflikte in der Familie aufbrechen. Das ließe sich vermeiden, wenn solche Themen zu Lebzeiten besprochen würden. Doch viele schieben es hinaus, bis es zu spät ist. In diesem Seminar erfahren Sie, was Sie tun können, damit es nicht zu Konflikten kommt.

Leitung: Dr. Jörg Müller, SAC

Ort: Pallotti Haus, Pallottinerstr. 2, 85354 Freising

Zeit: 6.10.2021, 9.00 bis 17.00 Uhr

Kosten: 60 Euro inkl. Mittagessen und Kaffee

Infos und Anmeldung: freising@pallottiner.org
www.pallottiner-freising.de

Weihnachten in der Gemeinschaft 23. bis 26. Dezember 2021

Weihnachten – das Fest der Liebe

An Weihnachten feiern wir, dass Gott Mensch wurde, um den Menschen mit sich selbst zu versöhnen und Liebe und Versöhnung in die Welt zu tragen. Das gemeinschaftliche Feiern wird zum Übungsfeld für den Alltag. Sie werden sich in Kleingruppen austauschen, gemeinsam das Festessen genießen, ein Krippenspiel inszenieren, die Christmette und Gottesdienste besuchen. Der Morgen beginnt mit einem spirituellen Impuls. Geführte Meditationen, heilsames Bewegen und gemeinsames Singen sind ebenfalls Teil des Programms.

Leitung: Brigitte und Henning Hörmann; Dr. Jörg Müller, SAC

Ort: Pallotti Haus, Pallottinerstr. 2, 85354 Freising

Zeit: 23.12.2021, 18.00 bis 26.12. 2021, 13.00 Uhr

Kosten: 180 Euro Kursgebühr; 210 Euro Vollpension im EZ, 180 Euro im DZ inkl. Weihnachtsmenü

Infos und Anmeldung: freising@pallottiner.org
www.pallottiner-freising.de

Zwischen den Jahren 30. Dezember 2021 bis 2. Januar 2022

Ein Wunder ist Werden und Bestehen

Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft in den Blick nehmen – in guter, gelöster, besinnlicher und fröhlicher Atmosphäre. Das geschenkte Gute erkennen – und fruchtbar werden lassen, mitnehmen, hinein in das neue Jahr. Elemente: Impulse, Biblisches, Meditationen, Fröhlichkeit, Gottesdienste ...

Referenten: Manfred Strigl und Christine Romanow

Ort: Haus Johannisthal, Johannisthal 1, 92670 Windischeschenbach

Zeit: 30.12.2021, 18.00 bis 2.01. 2022, 13.00 Uhr

Kosten: Kursgebühr 25,00 Euro plus Verpflegung und Übernachtung: 188,50 Euro – 3 ÜN /VP/EZ

Infos und Anmeldung: kontakt@haus-johannisthal.de
www.haus-johannisthal.de

Auftaktveranstaltung zum Deutschen Seniorentag

Vom 24. bis 26. November findet in Hannover der 13. Deutsche Seniorentag unter dem Motto „Wir. Alle. Zusammen“ statt. Über 100 Veranstaltungen zu Fragen des Älterwerdens bieten im Hannover Congress Center (HCC) den Besuchern Informationen, Gedankenaustausch und Unterhaltung. Die digitale Auftaktveranstaltung am 28. Mai 2021 besuchten über 200 Teilnehmer. Darunter waren auch zwei Vertreter des VBE: Bundesseniorensprecher Max Schindlbeck und Gerd Kurze, stellvertretender Bundesseniorensprecher. Der Seniorentag verfolgt das generelle Ziel, Konzepte für ein selbstbestimmtes Leben im Alter erfolgreich in die Lebenswirklichkeit zu integrieren. Dabei sollen alte Rollen-Klischees durch zeitgemäße, die Vielfalt der individuellen Lebensentwürfe beachtende „Altenbilder“ abgelöst werden. www.deutscher-seniorentag.de

Gerhard Kurze

Mitteilung der BLLV-Hauptkasse

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

mit dem Eintritt in die Pension wird auch Ihr Mitgliedsbeitrag angepasst. Sollten Sie durch längere Elternzeit, Teilzeitarbeit oder vorzeitige Ruhestandsversetzung nicht die volle Pension erhalten, setzen Sie sich bitte mit Ihrem zuständigen Kreis-kassier in Verbindung, damit Ihr Beitrag korrekt berechnet werden kann.

Reinhard Horn, Landesschatzmeister

KLEINANZEIGE

Zu zweit ist vieles schöner! Lehrerin i.R., Ende 60, schlank, 164 cm, sucht einen Partner um die 70 (möglichst südl. Obb.) f. Unternehmungen, tiefgründige Gespräche u. zum Füreinander-da-sein. Interessen: Natur u. Umwelt, Musik, Sprachen u.a.; in Maßen bewegungsfreudig. Zuschr. an: spezad3@web.de

IMPRESSUM

Herausgeber:

Gemeinschaft der Senioren im Bayerischen Lehrer- und Lehrerinnenverband (BLLV), Bavariaring 37, 80336 München, www.bllv.de

Chefredakteur / Redaktion:

Toni Gschrei, tonigschrei@gmx.de, Tel. 08671 13226
Claudia Rothhammer, claudia.rothhammer@yahoo.de

Schlussredaktion:

Daniela Esch, daniela.esch@vollwortkost.de

Art Direction und Layout:

Sonia Hauptmann, grafik1@bllv.de, Tel. 089 721001-820

Bildredaktion und Fotos:

Dominik Gierke (Fotostudio Roeder), d.gierke@gmx.net
außer: S. 20 Achim Saas, S. 22, 24, 25 Eva Orthuber,
S. 32, 33 Jan Roeder

Anzeigen:

A.V.I. Allgemeine Verlags- und Informationsgesellschaft mbH
Tel. 05139 985659-0, info@avi-fachmedien.de

Druck:

OrtmannTeam Aining / Mitterfelden
Tel. 08654 4889-0, Fax 08654 4889-15 www.OrtmannTeam.de



Kleinanzeigen, Kontakte, Verkäufe, Ferienwohnungen, Infos, Sammler – was immer Sie mitteilen wollen. Hier ist Platz für Ihre kostenlose Kleinanzeige. Melden Sie sich bei tonigschrei@gmx.de



Privatlinik Eberl BAD TÖLZ

Alle Zulassungen für Sanatoriums- und stationäre Maßnahmen:

Psychosomatik / Burn-Out
Orthopädie / Innere Medizin

- modernste Diagnostik und Therapie
- großer Fitnessraum, Sauna, Dampfbad
- Thermal-Schwimmbad (31 - 32°C)

Kostenträger: Beihilfe und private Krankenkassen



Privatlinik Eberl
Buchener Straße 17
D - 83646 Bad Tölz

Telefon 08041.78 72-0
Fax 08041.78 72-78
info@privatlinik-eberl.de
www.privatlinik-eberl.de

BLLV-Zuckerl sichern & sparen*



* bei Buchung einer Studiosus- oder Marco Polo Reise über den BLLV Reisedienst!

Erleben Sie ihren Wunschurlaub mit **Studiosus** oder **MARCO POLO**
REISEN

- **smart & small** – für alle, denen eine Studienreise zu intensiv und ein Badeurlaub zu langweilig ist. Kleine Gruppen, wenig Hotelwechsel, kleine charmante Hotels, viel Zeit zum Entspannen.
- **WanderStudienreisen** – wandern in der Gruppe mit Kultur und wunderschönen Wandergebieten, verschiedene Schwierigkeitsgrade.
- **Studienreisen „Mit Muße“** – wenn Sie Anstrengungen meiden wollen und Bequemlichkeit wünschen, aufmerksame Betreuung und genügend Freiraum zum Genießen und Entspannen.
- **FamilienStudienreisen** – für Erwachsene mit Kindern zwischen 6 und 14 Jahren – egal ob Elternpaare, Alleinerziehende oder Großeltern mit ihren Enkeln.
- **kultimer** – für alle, die eine ganz besondere Reise suchen – Festivals, Konzerte, Kulinarisches, Ausstellungen, Theater, Literatur, Flora & Fauna etc.

Und vieles mehr, schnuppern Sie doch einfach rein – wir senden Ihnen sehr gerne die verschiedenen Kataloge zu.

BLLV Reisedienst GmbH

Kurfürstenplatz 5, 80796 München
Tel. 089-286762-80, Fax 089-286762-88
reisen@bllv-rd.de, www.bllv-rd.de

BLLV Reisedienst

Das Besondere erleben.